

Der Ansatz der Ermöglichungsdidaktik

Abwechslungsreich, tolerant und offen

Die „Ermöglichungsdidaktik“ – so wie ich sie verstehe – ist nicht der „goldene Mittelweg“ der im foRUM 3/10 dargestellten didaktischen Entwürfe, sondern setzt neu ein, greift bewährte Erkenntnisse auf und stellt sie unter einem neuen Blickwinkel zusammen. Dabei wird der Versuch unternommen den Religionsunterricht aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Zwar stand schon seit dem hermeneutischen Ansatz ein an der Lebenssituation orientiertes Lernen im Blickfeld, nun jedoch wird eine wichtige Veränderung vollzogen: Das Eigenrecht kindlicher Weltzugänge und Verstehensweisen wird in den Vordergrund gestellt.

Im Anschluss an die Erkenntnis, dass sich das Leben als ein fließender, sich wandelnder Prozess, in dem nichts starr ist, beschreiben lässt, und an die Einsicht, dass sich die Welt aus stets unterschiedlichen Perspektiven heraus sehen und „erobert“ lässt, wird die Frage nach dem Lehren und Lernen der Schülerinnen und Schüler neu gestellt. Ausgangspunkt ist die Überlegung, was Schülerinnen und Schüler offen für neue Lernprozesse und Erfahrungen macht. Was inspiriert sie zu phantasievollen Geschichten und ermöglicht es ihnen in bedrängenden, verwirrenden Situationen, den Überblick zu behalten und innovative Lösungen zu finden?

„Wozu muss man in die Schule gehen?“ „Um alles Mögliche zu lernen natürlich.“

„Was alles?“, fragte Pippi. „Vieles“, sagte der Polizist, „eine ganze Menge nützlicher Sachen, zum Beispiel Multiplikation, weißt du, das Einmaleins.“ „Ich bin gut neun Jahre ohne Plutimikation zurechtgekommen“, sagte Pippi, „da wird es auch weiter so gehen.“ „Ja, aber stell dir vor, wie unangenehm es für dich sein wird, so wenig zu wissen, wenn du mal groß bist. Vielleicht fragt dich dann jemand, wie die Hauptstadt von Portugal heißt. Und du kannst keine Antwort geben.“ „Doch kann ich eine Antwort geben“, sagte Pippi. „Ich antworte nur: Wenn es so verzweifelt wichtig für dich ist zu wissen, wie die Hauptstadt von Portugal heißt, dann schreib doch direkt nach Portugal und frage!“ (...) „Übrigens war ich mit meinem Papa in Lissabon“, fuhr sie fort, während sie noch auf den Händen stand, denn auch so konnte sie reden.

Pippi Langstrumpf bringt es auf den Punkt und erinnert daran, wie Menschen lernen. Sie entscheiden nämlich letztendlich immer selbst mit, was, wo und wie sie lernen. Außerdem

zeigt sie, dass es Spaß machen kann zu lernen und dass Schülerinnen und Schüler am besten lernen, wenn sie selbst Spaß daran haben, d.h. wenn sie motiviert sind und Interesse entwickeln. Pippi schafft es, Situationen einen völlig anderen Blickwinkel abzugewinnen. Sie wirft Deutungen über den Haufen und erprobt ihre eigene Sichtweise der Dinge – um ihr individuelles Leben meistern zu können. Die Sichtweise von Erwachsenen hilft ihr nicht weiter. Was heißt es aber, von Pippis Art zu lernen?

Zum einen, dass Menschen „Lernen“ immer selbst in der Hand bzw. in Herz und Verstand haben. Sie entscheiden, auf welche Art und Weise sie sich Wissen aneignen. Dabei hängt Lernen zum anderen nicht nur vom Grad des Vorwissens, der Aufmerksamkeit und des Interesses ab, sondern auch vom Kontext, in dem Lernen stattfindet. Wie die moderne Gedächtnisforschung zeigt, wird bei jedem Inhalt, der als solcher gelernt wird, auch mitgelernt (wird), wer diesen Inhalt vermittelt und wann und wo das Lernen stattfindet. Dieser Kontext ist also mitentscheidend für den Lernerfolg und wird zusammen mit dem Wissensinhalt abgespeichert. So kann schon der Lernkontext (Person, Zeit, Ort) förderlich oder hinderlich für das Abrufen eines Wissensinhaltes sein. Lerninhalte, die in unpersönlichen, nicht kindgemäßen Gottesdiensten, in schäbigen Klassenzimmern oder von lustlosen Lehrerinnen und Lehrern vermittelt werden, haben deshalb eine geringe Chance, dauerhaft im Gedächtnis verankert zu werden.

Zugleich ist von der konstruktivistischen Erkenntnis her zu beachten, dass Lernen individuell ist: Keiner lernt das Gleiche, auch nicht in Gruppen. Von daher sind Lernprozesse nie völlig plan- und vorhersehbar. Die Person des Lernenden bestimmt mit, was und wie gelernt wird. Das Vorhaben, alle Schülerinnen und Schüler mit einem gleichförmigen Lerntempo zu einem bestimmten „Zielpunkt“ zu führen, ist, wie die konstruktivistischen Erkenntnisse zeigen, tollkühn und geht an der Realität vorbei. Auch gleiche

Lernangebote werden höchst unterschiedlich verarbeitet und gelernt.

Menschen lernen also mit ihrem bisher erworbenen Wissen und ihren bislang gemachten Erfahrungen. Sie verarbeiten die wahrgenommenen Sinneseindrücke und Informationen auf ganz verschiedenen Ebenen, mit unterschiedlichen Auffassungsstrukturen und setzen ihre je eigenen Werte, Überzeugungen, Muster und (Vor-)Erfahrungen ein. Mit den Erkenntnissen der konstruktivistischen Lerntheorie muss man von der Illusion des Vermittlungs- und Abbildungs-Lernens Abschied nehmen. Jeder Lernende konstruiert sein Lernen, sein Wissen und die dabei erzeugten Wirklichkeiten aktiv neu. Die Möglichkeiten zielgerichteten Handelns im Religionsunterricht sind daher sehr begrenzt und die Wirkungen der zielorientierten geplanten Interventionen sind häufig anders als intendiert, da das Kausalitätsprinzip wenig greift.

Ermöglichungsdidaktik weist darauf hin, warum man Menschen nichts beibringen kann – und wie sie trotzdem lernen. Sie darf nicht verwechselt werden mit einem kontraproduktiven laissez-faire-Stil, der jedes Lernen in eine Ecke der Beliebigkeit schiebt. Im Gegenteil, ermöglichungsdidaktisch orientiertes Lehren und Lernen ist weder leicht für den, der bisher anderes Lernen maßgeblich erlebte, noch voraussetzungslos für denjenigen, der mit Schülerinnen und Schülern arbeitet und ihnen Lernprozesse ermöglicht. → weiter auf Seite 6

Dr. Joachim Theis

Professor für Religionspädagogik und Katechetik an der Theologischen Fakultät Trier

→theisjo@uni-trier.de



Foto: Hüsich&Hüsich, Archiv

Unter diesen Prämissen lässt sich Lernen und Verstehen als selbstorganisierendes, selbsterkennendes, selbstveränderndes und inhaltliches Lernen beschreiben. Allerdings ist der Mensch hierbei kulturell nicht völlig frei, sondern immer auch an die Konventionen und Bedingungen seiner Zeit und seiner Kultur gebunden. Schon mit dem Erlernen von Sprache lernen Menschen Erfahrungen, Denkweisen und Werte davorangegangener Generation und der sie umgebenden Kultur

kennen. In dem Medium der eigenen Sprache stellt sich die Erfahrung der Gesellschaft und ihrer Tradition dar. Dabei gewinnen die Begriffe „Kultur“ und „Religion“ (als wesentlicher Teil der Kultur) hohe Relevanz. Sie werden mit der Struktur der Sprache und als Teil dieser Sprache erworben. Mit dem Erwerb der Sprache stehen die Menschen also in einer lebendigen Beziehung zur kulturellen und religiösen Welt (und ihrer Tradition) und legen diese sinnverstandend aus. Sie sind dabei herausgefordert (ja geradezu gezwungen) sich diesen Sinn stets neu zu erarbeiten und zu konstruieren. Hier ist die theologische Erkenntnis religionspädagogisch besonders bedeutsam, dass sich der christliche Glaube stets aus zwei Quellen nährt: a) Aus der Erfahrungstradition der großen jüdisch-christlichen Bewegung und b) aus den heutigen menschlichen Erfahrungen von Christen und Nichtchristen. Dabei ist die aktuelle Situation des Menschen zur Botschaft entscheidend. Erst wenn letztere als befreiende Antwort auf reale heutige Lebensprobleme erfahrbar wird, findet das Reden über „Heil von Gott her in Jesus“ seinen sinnvollen Ort. Auch die theologische Perspektive fordert ein Umdenken: Von der Erzeugungs- zur Ermöglichungsdidaktik!

In den Menschen selbst sind also zwei Kräfte im Spiel, welche dialogisch miteinander ver-

zählt sind, nämlich religiöse bzw. kulturelle Inhalte und eigene innere Haltungen und Strukturen.

Ermöglichungsdidaktik erkennt die innere Haltung der Schülerinnen und Schüler als Voraussetzung des pädagogischen Handelns und Grundlage des Dialogs mit der religiösen Tradition an. Das bedeutet aber, nicht mehr Kontrolle und Steuerung kennzeichnen das unterrichtliche Handeln, sondern Loslassen-können und Sich-steuern-lassen. Lehrerinnen und Lehrer „lehren“ deshalb nicht (nur) an der Seite von Schülerinnen und Schülern, sondern sie ermöglichen, dass Selbstlernen und -erziehung möglich wird. Sie werden zu „Lernbegleitern“, die ihren Schülerinnen und Schülern zur Seite stehen, wenn diese sich

Wissen und Fähigkeiten selbstverantwortlich und aktiv aneignen. Dazu müssen sie stattfindende Lernprozesse aus Sicht der Schülerin und

des Schülers klären, Raum für gelingende und inhaltsfreie Kommunikationsprozesse schaffen, Wahrnehmungskompetenz erwerben und Selbstfindung fördern sowie in sozialen Kontexten und in Mehrperspektivität Lernen initiieren. Dadurch ermöglichen sie, dass Schülerinnen und Schüler soziale und persönliche Kompetenzen erwerben und diese gestärkt werden. Lehrerinnen und Lehrer vertrauen auf die Kraft und Kompetenz der Schülerinnen und Schüler; sie verstehen, diese zur Wirkung zu bringen und zu entwickeln.

An die Stelle linearer Lernstrategien treten Lernlandschaften und kommunikative Prozesse. Solche Ansätze sind in der Religionspädagogik nicht neu, weil gegenwärtig schon seit Jahren handlungsorientiert gelernt und gelehrt wird. Vielleicht hat auch hier die Praxis schon vorweggenommen, was die Theorie der Ermöglichungsdidaktik im Nachhinein reflektiert. Insofern ermutigt eine solche Vorstellung Religionslehrer und -lehrerinnen, vom Kind her denkend, methodisch abwechslungsreich, tolerant und offen den Religionsunterricht zu konzipieren. ■